

C.F. Ramuz : Eindrücke aus seinem Land und Werk

Autor(en): **Wyss, Hans A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **13 (1933-1934)**

Heft 11

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-157732>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

C. F. Ramuz.

Eindrücke aus seinem Land und Werk.

Von **Hans A. Wyß.**

Unansehnliches passiert schnell vor dem beengten Blick, wenn der Zug bei Cherbres durchheilt: Ein kleines Tunnel wirkt einen dunklern Hall, das Auge läßt halb müde, halb neugierig Bäume, Straßen, Hügel, Dörfer vorbei — es ist wie bei jeder Reise ungefähr, bis die Wagenkolonne auf der Hanghöhe mittenhinein ins Überwältigende schwingt, das den Herzschlag beschleunigt und im Schauen ein Glänzen entzündet: Im offenen Horizont liegt der Genfersee da, gewaltig schön, nach oben und unten greifend, tiefbrüstig in der flimmernden Breite, jingend vor Licht, ein majestätisch Wesen. In Feuerbündeln jagen die Sonnenstrahlen in sein Blau, das sie fängt. Die Spiegelsonne im Wasser unten wirkt sie heiß strahlend auf zum Werk. Und des Sees beherrschendes Leben zieht die großen Hänge zu sich nieder — ganz klein sitzen die Häuser an seinen Uferändern — und sein blauer, von Sonnengeglitzer goldschuppiger Leib macht die Savoyer Berge nicht schwerer als duftige Silhouetten. Aber ist es nicht seltsam, daß über ihm, dem führenden Mittelpunkt, fast im selben Augenblick die Seite, das steile Nebenufer mit den unzähligen, hellen Riegeln der Sperrmüerchen sich ebenso stark einprägen will? Nur dem ersten Blick erscheint er in gepflegter Sanftheit, dann wirkt er tätig bestimmend, fast streng, fast arm, so als würde hier in den schief hängenden Waben ein eigenes Werk vollbracht, anders als die südliche freie Schönheit dieser See- und Berghalbrunde.

In solcher Gesamtheit vollzieht sich der Eintritt in Ramuz' Landschaft und in die Lebenskreise, die sein Dichtertum inspirieren. Alles erfährt der feiernde Eindruck des Vorüberreisenden, nur den eingeborenen Menschen nicht, den mit allen Fasern am Boden hängenden und um den Segen der Erde ringenden Bauern und seinen Verband: das bäuerliche Gemeinschaftsleben.

Von der Heimatkunst in des Wortes üblicher, glatter Bedeutung unterscheidet Ramuz genau so wie Gotthelf, daß er einen Zauber in den lakonischen Realismus der Schilderungen webt. Seine Bauern sind nicht bloß äußere Nachzeichnungen oder Stimmungsbilder des ländlichen Lebens, wie sie etwa ein Maler unternimmt, sondern stehen im Glanz m y s t i s c h e r D i c h t u n g. Jeder Menschenschlag, jeder Landstrich hütet sein eigenes Geheimnis. Ramuz öffnete sich das Weistum seines Landes. Die Natur in ihrer Besonderheit, hier, am Nebenufer des Genfersees, im weitem Waadtland und im Wallis, das Gesicht der vier Jahreszeiten und der auf Gedeih und Verderb an diesen Boden gewiesene Menschenstamm formt sich willig unter Ramuz' Händen zu einer V e r k ü n d u n g.

In dieser Absolutheit der Landschaft steht auch der Mensch absolut, in sich und durch sich bestimmt, mit nichts zu verwechseln. Wie in mittelalterlichen Holzschnitten die Stände abgebildet sind, so treten sie aus der Welt des Dorfes in ihren einzelnen Gestalten und Gruppen vor uns: der ewige Bauer, der Korber, der Totengräber, der Armenhäusler Kongo, die Burschen, die Mädchen, das Dorf in der Gemeinschaft der Arbeit und des Festes, die Liebenden. Dieser Grund, wo der Mensch beharrt wie die Landschaft, stellt sich am vollendetsten und unmittelbarsten, nur diesem einen Sinn gewidmet dar im Epos des Reblandes „Ein Dichter kam und ging“¹⁾. Der Reichtum irdischer Schönheit und die Armut des Bodens, die tausendfältige Sorge verlangt, spielen ineinander in jenem grandiosen Kontrast, der das beschwerliche Leben des Rebbauern mit Segen erfüllt.

Die Treue zu den Reben ist wie Gehorsam vor Gott: Bovard, der verwittert oben in seinem Gebierr Reben schafft, lebt gleichsam das Urbild des ewigen Bauern. „Er gehört zu denen, die sich nicht ändern, die dem Boden treu sind, — unerschütterlich, wo alles vorbeigeht, alles den Ort wechselt, seine Art ändert und seine Gewohnheit, seine Kleider und seine Gebärden, seine Rebensarten, seine Sitten und sein Gewerbe: Er treibt immer sein altes Hand-Gewerbe, immer das nämliche seit den entlegensten Zeiten, und er ist am alten Ort, vor dem gleichen Wasser, unter dem gleichen Himmel, vom Morgen zum Abend und Tag für Tag.“ Wenn er da mit seinem Karst zwischen den Rebstöckeln auf den harten Boden einhackt, kommen ihm die langsamen, bedächtigen Gedanken aufgestiegen, daß die Bauern wie Soldaten im Reberg des Herrgotts stehen, jeder an seinem bestimmten Fleck. Es ist darüber eine große Demut in ihm und ein großer Stolz. Dies Stück Natur gehorchte von der Schöpfung an einem kostbaren Zweck. „Der liebe Gott selber hat gewollt, daß hier ein Weinland werde.“ Aber wer hat es fertig gebracht? Wir. Und er schwingt den Karst. „Er hat den Hang geschaffen, und wir haben ihn brauchbar eingerichtet, so daß er hält . . . Wir haben das Erdreich in Kisten verpacken müssen, so ist's richtig gesagt, . . . und diese Kisten haben wir eine über der andern aufstürmen müssen.“ Und wieder schlägt der Karst die Schollen locker, und das Selbstgespräch, das wie ein Gespräch mit dem Schöpfer ist, geht weiter: „Er hat uns gerufen. Als Soldaten, als Wachtmeister, als Hauptleute unter seinem Oberbefehl.“ In dieser großen Lust des Eroberns, Glaubens und Dienens geht die Rede des Alten: „Eine Sache um nichts zu tun, ist schön. Auch wenn die Arbeit gar nichts einträgt; um ihrer selbst willen muß sie getan werden, das zählt. . . . Für diese Arbeit kann man nicht mit Geld bezahlt werden; man ist bezahlt, weil man den Glauben daran hat, sobald man den Glauben daran hat . . . Wie Soldaten sind, wir kämpfen um des Kampfes willen. Wie eine Mutter

¹⁾ Dieses und die nachfolgend erwähnten Werke von Ramuz sind in deutscher Übersetzung bei Rascher, Zürich, erschienen.

sind wir, eine Mutter mit ihrem Kind: alles gibt sie ihm her, nichts will sie von ihm zurückhaben. Daß sie liebt, ist ihr einziger Lohn.“ Er haßt zu. „Das ist es und nichts anderes: die Ehre und dann die Liebe. Und gar kein Geld, wenn es sein muß, denn so bleiben die beiden andern, die Liebe und die Ehre.“

Mit der herrlichen Kraft des Eindeutigen und Aushaltenden ist jeder-
mann, wie hier dieser alte Bauer, vom Auswendigen und Inwendigen
in Stofflichkeit und Transparenz gesehen. Das Licht des Dichters ist ein
Durchleuchter bis ins unsichtbare Seelische und das grob Stoffliche von
dem Moment an, wo das Licht fällt, ein Gewand ohne Schwere; nur
von unsern Sinnen, die gröber werten, doch nach dem Schein gewogen.

Es sei neben dem Aufragen der leuchtenden Einzelleben noch auf
die Gegengipfel des Buches hingewiesen. Die Verwandlung des Werk-Tages
in den Feier-Tag, die Rauschstimmung des Festes, das mit seiner Gloriole
alle umarmt. Der Alltag auch gab seine Gelegenheiten zum Beweis des
Gemeinschaftsfinnes: man tauchte zusammen unter die Erde zu einem
Trunk, im Keller hörte man im Frühlingsgärten den Geist der Reben,
keiner durfte fehlen im stillen Zutrunke, und Schmerz und Mißgeschick
war weggetragen von der Zusammengehörigkeit, die droben, draußen sich
wieder einstellten, weil jene nicht mehr zugegen ist; oder die Burschen
ziehen einen, der im Liebeskummer da hockt, seinen Schoppen vor sich,
aus der brütenden Versunkenheit in ihre Mitte und fort mit ihm zu der
Liebsten. „Es gibt keinen Lambelet mehr. Er ist in den dreien aufge-
gangen, sie sind nun ihrer vier, und doch sind sie wie einer. Da gehen sie
einer hart neben dem andern, die ganze Breite der Straße nehmen sie
ein; man kann keinen vom andern unterscheiden; ihre Körper sind ganz
gleich, ohne irgendeinen Unterschied, ihre Herzen schlagen miteinander,
getrennt sind sie durch gar nichts.“ Aber die große Festwoche läuft doch
erst mit dem Schützenfest heran, am letzten Augustsonntag. Man mag es
vergleichen mit der festlichen Schilderung des Schützenfestes und der Rede
bei Gottfried Keller. Soviel Warmes und Kräftiges da und dort her-
vorleuchtet, das Bauernschützenfest spricht die Sprache unseres Herzens
kräftiger. Es liegt eben eine lange, bedeutungsvolle Zeit zwischen diesem
Vorgestern und unserm Heute, und das Gewandelte könnte nicht deut-
licher werden als in diesem zweifachen Anblick einer gleichen Festivität.

Arbeit und Fest sind in Mühe und Lohn Eins, in Fest und Arbeit
bleiben ihre Träger genau gleich verbunden und Kult um das Gleiche
ist in beidem. „Weinbauern seid ihr“, fängt der erste Redner von der
Bühne an, „Leute mit nur einem Geschäft. Weinbauern, die ihr streng
geschafft habt. Schützen und Weinbauern, euch meinen Gruß. Und weil
ihr so geschafft habt, und nur dieser einen Sache wegen, die ihr gar nicht
verbergen könnt, wenn ihr schon möchtet.“ Und er weist auf die Flaschen
Ehrenwein, die auf dem Tisch vor ihm aufgereicht sind.“ Und mit dieser
einen Gebärde sind tausend Beziehungen gegenwärtig. Er hat die Bauern

nun ganz in der Hand, wie er von der Mühe auf den Lohn kommt: „Wenn es dann anfängt, euch ähnlich zu sehen, alles rings um euch her; . . ihr schaut hin und sagt: Ganz ich selbst; und nichts ist mehr in den Neben. was nicht gleich euch ist: alles ist die große Freude, die wahre Freude, die höchste auf der Welt und für jedermann, — die Freude, daß man es geschafft hat, daß man der Stärkere gewesen ist . . .“ Da schreien sie „ganz recht, vollkommen recht hat er“.

Nach der zweiten Rede, gereifter köstlicher Erdweisheit in schlichten rhetorischen Worten, die ihren jubelnden Tag haben wollen, um wie Samen ins Volk zu fallen, rauscht das Fest mit ausgespannten Schwingen auf, mit freislaufenden Holzgäulen, Schießbuden, mit Tanzen und Trinken und Froh=Sein — dann, aus der erregten Nacht lösen sich zwei Liebende, sitzen oben am Hang auf den Felsen, so in der Dunkelheit, die drehenden Sterne unter ihnen, die stillen Wanderer über ihnen ziehend, „wie miteinander vermischt, wie untereinander verknetet“.

In diesem Buch ist alles Licht: In ihm schwimmen die Berggipfel „wie Lustschiffe“, die Menschen stapfen in ihm, „in Wirbeln schmiegt es sich,“ . . wie eine Wasserader kommt es hervor, „die ein Grubenarbeiter angeschlagen“. Im Schatten ist der Winzer „beschlossen wie in einem Sarg, den er sprengen muß, er drückt seinen Körper mit aller Behutsamkeit heraus in die Leere des Raumes, die ihn gewaltig mit Licht und Hitze anpackt wie mit Wellenstößen . . . der Raum selbst ist, wie wenn man einen Stoß vor die Stirn erhält.“ Hier Licht wie „am Auferstehungstag“. Im Roman der Prophezeiungen „E s g e s e h e n Z e i c h e n“ dagegen ein vernebeltes Scheinen, wie wenn eine Sonnenfinsternis naht. Elend in der großen und kleinen Welt, schwankendes Geld, unheimlicher Tod, Streik, Streit und die Grippe machen die Ahnungen wach an den Weltuntergang. Ein Traktat der Weissagungen stößt nicht auf großen Widerstand mehr, die Ereignisse geben ihnen recht, und wie ihr Abgesandter erscheint Caille, der Bibelbote. Zuletzt gibt es ein stilles Beben in der Luft, es kauft etwas in ihr — und dann ist es vorbei. Ein Gewitter! und man hatte geglaubt es, die Welt gehe unter. Dieses Buch der Beängstigung, des Dämmerens und der Spinnensfinger des Grauens, dem am Ende erlösend der gute, alte Tag scheint, macht sich wie eine Vorstufe zum „R e g i m e n t d e s B ö s e n“, in dem das Übernatürliche leibhaftig auf Erden hinabsteigt und der Teufel in Person ein Bergdörfchen in seine Hörigkeit bringt. Merkwürdig, wie es Ramuz gelingt, bis zum Moment der vollendeten Herrschaft des Bösen die Realität der Dinge zu wahren gegen das Übergewicht der reinen Zauberphäre. Es ist nur dichterische Folgerichtigkeit, wenn schließlich die Mystik des Teufelsbannes durch ein Marienwunder wieder gebrochen wird. Diese Verlegung der Handlung ins Überfönnliche, Okkulte, die auch in den Novellen „D i e S ü h n e i m F e u e r“ eine nicht unwesentliche Rolle spielt, müßte einmal gesondert auf Herkommen und Sinn in Ramuz' Schaffen geprüft werden.

Es schien uns, daß in die Weltbetrachtung und Schaffensbedingungen des Dichters die kleine Fcherzählung „Die Hand“ den besten Einblick gibt, weil sie neben dem Werk steht, gleichsam eine Zufallsleistung, oder besser gesagt eine Unfallsleistung ist. Ramuz hat sich beim Hinfallen die Hand gebrochen, in Tagebuchnotizen erzählt er von der Heilung. Aber das ist wichtig: Es ist weniger ein Bericht über das, was außen mit ihm geschieht, gibt jedoch den Anstoß zum Erzählen der innern Vorgänge, die die Wochen der Teilinvalidität begleiten. So gestaltet sich das kleine Buch zu einer *Autobiographie des intimsten Empfindens*, jener Zentralgedanken, die zuweilen durch scheinbar nebenjächliche Vorgänge aufgelöst werden und um die wir ein Schöpfertum schwingen sehen. Das Ich, das durch den Arm im Streckverband „die ruhmlose Rückkehr zur frühesten Kindheit, die wiedergekommene Ammenzeit“ erlebt, nimmt gleichzeitig zu an seelischer Erkenntnisfähigkeit der Zusammenhänge und Bedingungen und verhält sich als Zauberspiegel, in dem ganz rein nicht das Bild, sondern das Wesen der Dinge Erscheinung wird. So wird wegen dem toten Arm eine Selbst-Beobachtungsstelle eingerichtet, die zur höchsten Selbstschau gesteigert allem Empfinden nachgeht. Die Unzufriedenheit erzwungener Untätigkeit geht bis dahin, daß sie Frieden oder Unfrieden des Seins überhaupt untersucht. „Es ist keine Freude im gelobten „Fortschritt“, keine Freude im Eigentum, keine im Besitz... Ich denke an die falschen Tröstungen, die zusammengezählt, ungefähr die „Moral“ ausmachen: sparen, jeden Tag seine Pflicht tun, standhaft bleiben, Kinder haben, ihnen ein Vermögen und einen guten Namen hinterlassen: was ist das? was heißt das? Niemals ist etwas, das ich gehabt habe, wichtig gewesen... Der Mensch ist für die Beschaulichkeit geboren. All mein Glück ist mir daraus entstanden, und dies besagt, daß unser Glück nur selbstlos sein kann. Haben ist nichts, sein ist alles. (Von uns gesperrt.) Sein inmitten alles Seienden... Ich sehe, daß die einzige wahre Beziehung die des eignen Seins zu allem Seienden ist, die Verbindung des ganzen Menschen zur ganzen Dingwelt.“ Diese wenigen Zeilen sprechen Bände über Ramuz' Distanz, die bei aller dichterischen Vision waltet, über die Liebe, die auf den gleichen Gegenstand immer wieder neu belebend wirkt und sich gleichsam in der Verbindung mit der Welt verjüngt, über das Dichters ganzes Werk überhaupt. Wie die Philosophen hat Ramuz hier ein unvertilgbares Axiom: Haben ist nichts, sein ist alles. Es zeugt für seine ungewöhnlichen inneren Ausmaße, daß er hier, im genannten Prinzip ein Selbst-Bewußtsein hat, das im Werk unter dem Stoff-Bewußtsein scheinbar verschwindet, aber wirkt wie Hefe im Teig. Es verholzt nicht im Geschaffenen, es kann sich nicht zur Schablone biegen, denn es leuchtet im Werk als schaffendes Feuer, das dem Bereich des höchsten Geistigen angehört.